



24

„NAHE AM GROSSEN KRIEG – RHEINPREUSSEN UND DIE PFALZ 1914“

Vortragsveranstaltung im Landtag
Rheinland-Pfalz am 29. September 2004

Heft 24
der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz
ISSN 1610-3432

IMPRESSUM

Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz

Redaktion: Hans-Peter Hexemer
Referent für Öffentlichkeitsarbeit
Deutschhausplatz 12
55116 Mainz

Titelgestaltung: Petra Louis
unter Verwendung von Motiven aus dem
Ansichtskartenarchiv von Lothar Frey, Mainz

Fotos: Stefan Sämmer

Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz 2004

Druck: Satz + Druck Werum GmbH, Mainz-Hechtsheim

Der Landtag im Internet: <http://www.Landtag.Rheinland-Pfalz.de>

„NAHE AM GROSSEN KRIEG – RHEINPREUSSEN UND DIE PFALZ 1914“

Vortragsveranstaltung im Landtag
Rheinland-Pfalz am 29. September 2004

INHALT

BEGRÜSSUNG

Direktor beim Landtag Prof. Dr. Klaus-Eckart Gebauer 5

VORTRAG

„NAHE AM GROSSEN KRIEG –
RHEINPREUSSEN UND DIE PFALZ 1914“

Prof. Dr. Gerd Krumeich 9

DISKUSSION 27



BEGRÜSSUNG

DIREKTOR BEIM LANDTAG

PROF. DR. KLAUS-ECKART GEBAUER

Ich darf Sie alle sehr herzlich hier im Plenarsaal des Landtags zu unserem Vortragsabend begrüßen und Ihnen die Grüße des Landtagspräsidenten überbringen. Es ist der zweite in einer ganzen Serie von Vorträgen zu landesgeschichtlichen Themen, die in diesem Herbst im Deutschhaus stattfinden.

Meine Damen und Herren, der eine oder andere unter Ihnen erinnert sich vielleicht: im Frühjahr diesen Jahres sorgte eine Nachricht des französischen „Institut Géographique National“ in einem kleinen Dorf in Rheinland-Pfalz für Wirbel: Die Gemeinde Kleinmaischeid, ein Ort mit 1300 Einwohnern, wurde

zum geographischen Mittelpunkt des erweiterten Europa erklärt: Europa-, Bundestags- und Landtagsabgeordnete reisten an, Medienvertreter aus ganz Europa reisten in den Westerwald, um aus Kleinmaiseid zu berichten; und es wurde beschlossen, an der geographischen Mitte Europas ein Monument zu errichten.

Nun, das geographische Zentrum Europas zu sein, ist für unser Land etwas Neues. Älter sind dagegen unsere Verbindungen in andere europäische Regionen, insbesondere nach Frankreich. Das Schicksal insbesondere des linksrheinischen Teils des heutigen Rheinland-Pfalz ist ja seit Jahrhunderten eng mit Frankreich verknüpft. Mehrfach gehörte er zum französischen Staatsgebiet, oft war er französisch besetzt und diente immer wieder den Truppen des deutschen Reiches als Aufmarschgebiet. Die Grenze unseres Landes zu Frankreich ist heute 108 Kilometer lang.

Auch in dem Vortrag, der in der vergangenen Woche an dieser Stelle stattfand, ging es um deutsch-französische Ereignisse, die sich in unserem historischen Gebäude vor genau 200 Jahren zuge- tragen haben. Damals betrat erstmals Napoleon dieses Haus, um sich mit Carl von Dalberg, dem letzten Mainzer Kurfürst, zu treffen.

Das Thema des heutigen Abends führt uns weit weniger zurück in die Vergangenheit, jedoch in eine Zeit, die aus der heutigen Perspektive – zumindest der deutschen – vielfach durch die Schrecken des Zweiten Weltkrieges überlagert ist: in die ersten Monate des Ersten Weltkriegs vor 90 Jahren. Als Grenzregion war das heutige Rheinland-Pfalz ja in besonderem Maße von der Mobilmachung und den Grenzschlachten vor 90 Jahren betroffen. Die Zeitgenossen damals empfanden den Ersten Weltkrieg als epochales Ereignis. Der Schriftsteller Max Brod fand dafür die Worte: „Was vor 1914 lag und was danach folgte, sah einander gar nicht ähnlich, spielte nur nominell auf derselben Erdoberfläche.“

In unserem Nachbarland Frankreich verhält es sich mit der Erinnerung an den „Großen Krieg“ – „la grande guerre“, wie der Erste Weltkrieg dort genannt wird, ein wenig anders. Dort begeht man zum Beispiel – wie übrigens auch in England und Belgien – den 11. November als staatlichen Feiertag, der an den „armistice“, den Waffenstillstand von 1918, erinnert. An den Schauplätzen des Stellungskriegs von Verdun und anderswo gemahnen Erinnerungsstätten an die Schrecken des Stellungskrieges, der weltweit 10 Millionen Gefallene und geschätzte 20 Millionen Verwundete gekostet hat.

Meine Damen und Herren, der Referent des heutigen Abends hat an einigen der eben erwähnten Erinnerungsstätten mitgewirkt. Ich begrüße sehr herzlich Professor Gerd Krumeich von der Universität Düsseldorf, willkommen im Landtag. Lassen Sie mich Sie kurz vorstellen: In Düsseldorf haben Sie den Lehrstuhl für neuere Geschichte inne. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte Frankreichs, die Militärgeschichte und insbesondere die Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. In Péronne haben Sie beispielsweise am „Historial de la Grande Guerre“ mitgearbeitet. Ich freue mich sehr, dass Sie es übernommen haben, diesem bislang wenig beachteten Aspekt unserer Landesgeschichte eine weitere Facette hinzuzufügen.

Ebenfalls begrüßen möchte ich den Direktor des Fachbereichs „Mensch und Gesellschaft“ der Volkshochschule Mainz, Herrn Horst Leder, die für diesen Vortrag erstmals als Kooperationspartner gewonnen werden konnte. Herzlich willkommen und vielen Dank für Ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit, von der wir hoffen, dass Sie in Zukunft ausgebaut werden kann. Meine Damen und Herren, für heute wünsche ich Ihnen und uns einen ertragreichen Abend.



VORTRAG

„NAHE AM GROSSEN KRIEG –
RHEINPREUSSEN UND DIE PFALZ 1914“

PROF. DR. GERD KRUMEICH

Der Erste Weltkrieg wird heute noch in vielen Nationen als der „Große Krieg“ bezeichnet, „la grande guerre“, „the great war“. Dementsprechend hat es eine im Grunde ununterbrochene Erinnerungskultur, ein permanentes Gedenken und Aufarbeiten dieses großen Krieges in den meisten europäischen Nationen gegeben. Der Waffenstillstandstag ist heute noch in Frankreich Nationalfeiertag. In Deutschland hingegen, wo ursprünglich der Erste Weltkrieg auch als der Große Krieg bezeichnet worden war,

wurde das Ereignis seit 1945 fast vollständig vom Erleben und Aufarbeiten der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges überdeckt. Es gab eigentlich nur ein einziges Mal eine Art Konjunktur der Forschung zum Ersten Weltkrieg, die auch öffentliches Interesse erregte: Anfang der 1960er Jahre entzündete sich an der These des Hamburger Historikers Fritz Fischers über die Verantwortlichkeit Deutschlands am Ausbruch nicht nur des Zweiten, sondern auch des Ersten Weltkrieges eine heute kaum noch nachvollziehbare historisch-politische Debatte. Fischer hatte in seinem 1961 erschienen Buch mit dem provozierenden Titel „Griff nach der Weltmacht“ die These aufgestellt, dass das Deutsche Reich wegen expansiver überseeischer Kriegsziele den Weltkrieg mutwillig ausgelöst und in der Julikrise 1914 einen klaren Kriegskurs verfolgt habe. Fischers Thesen standen also strikt gegen die damals geläufige Meinung, dass alle Mächte mehr oder weniger unwillentlich in den Krieg „hineingeschlittert“ seien. Der Ansatz war nicht nur politisch erregend, sondern auch forschungsproduktiv: es setzte eine regelrechte Welle der konkreten Erforschung der Krisenjahre vor 1914 und des Ersten Weltkrieges ein, die aber die Öffentlichkeit kaum noch interessierte. Noch 1994 wurde der 80jährigen Wiederkehr des Ereignisses in Deutschland nur wenig gedacht. Interessanterweise war hingegen im Jahre 2004 eine enorme Memorialkultur zum Ersten Weltkrieg auch in Deutschland aufgeblüht. Ich vermute, dass hierfür maßgeblich die Rückkehr des Krieges in die europäische Geschichte der letzten zehn Jahre sowie die Auflösung des vom Versailler Vertrag 1919 geschaffenen osteuropäischen Staatensystems seit Anfang der 1990er Jahre verantwortlich sind, vielleicht auch die Tatsache, dass heute ein Menschenleben eher als eine Periode von 90 Jahre gedacht wird als wie früher üblich 80 Jahre. Die Weltkriegserinnerung, wie wir sie im Jahre 2004 als großes Medienereignis inszeniert gefunden haben, hat viele lange vergessene Dinge wieder in Erinnerung gerufen und anderes zum ersten Mal in Deutschland bekannt werden lassen, etwa die wirklich globale Dimension des Ersten

Weltkrieges oder auch die damit zusammenhängenden Entgrenzungen von Tötungskapazitäten. Der Erste Weltkrieg war insofern tatsächlich die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, als er Zerstörungsenergien freigemacht hat, von denen die Menschheit zuvor keine Ahnung hatte. Allein die Verlustzahlen der deutschen Armee sprechen eine überdeutliche Sprache: Bei 13,2 Millionen eingesetzten Soldaten waren 2,037 Millionen Tote und mehr als 4 Millionen Verwundete zu beklagen. Hinzu kamen noch ca. 700.000 zivile Tote durch Hungerkrisen u.a..

Wenn also der Erste Weltkrieg heute in seinen globalen Dimensionen stark ins öffentliche Bewusstsein gerückt worden ist, so mangelt es doch an genauer Kenntnis darüber, was er „vor Ort“, in den einzelnen Regionen, Städten, Kleinstädten und Dörfern bedeutet hat. Eine wirkliche Herausforderung für die Geschichtswissenschaft liegt indessen genau hier: Die Durchhaltefähigkeit, die Mobilisierbarkeit der Bevölkerung, das Problem von Trauer und Überwindung der Trauer, die Formen der Erinnerungskultur lassen sich nur konkret und „vor Ort“ realistisch erkennen. Dies zeigt sich insbesondere am berühmten sogenannten Augusterlebnis, das jahrzehntelang als übermütige Kriegsbegeisterung interpretiert worden ist. Es gibt kaum ein Schulbuch oder Überblickswerk, das nicht emblematisch die Bilder der lachenden Soldaten in den offenen Türen der Waggons, mit denen sie nach Belgien und Frankreich verbracht wurden, zeigt. Waggons mit den üblichen Aufschriften „Nach Paris, mich juckt die Säbelspitze“. Die akklamierende Menge vor dem Berliner Schloss, die Fraktionsvorsitzenden der Parteien im Reichstag, die einzeln zum Treuegelöbnis vortraten, die Umzüge der „begeisterten“ Massen in Berlin und anderen großen Städten, all das macht heute noch weitgehend das Bild des Augusterlebnisses aus.

Man ist aber in Wirklichkeit nur lange einem Stereotyp aufgesessen, welches bereits aus der Zeit stammt, wo der Weltkrieg zu einem industrialisierten Massentöten geworden war, und

wo man krampfhaft versuchte, den Elan des „August 14“ bei Bevölkerung und Soldaten wach zu halten bzw. wieder zu erwecken. Die Realität des „August 14“ ist inzwischen auf breiter Front lokalhistorisch untersucht worden. Feinuntersuchungen, etwa für Darmstadt, Freiburg oder das südliche Bayern, zeigen, dass die Krise des Juli 1914 von den Menschen wie eine unerträgliche Gewitterschwüle empfunden wurde, die sich gleichsam im Blitz und Donner der Mobilmachungen und Kriegserklärungen Anfang August entlud. Das war eine Art kollektiven Aufschreis, der viele Untertöne und Dissonanzen hatte, aber auf keinen Fall als eine naive bzw. frevelhafte Kriegsbegeisterung interpretiert werden kann. Die von Michael Stöcker intensiv untersuchte Situation in Darmstadt - also in unmittelbarer Nähe der Rheinpfalz - kann als typisch gelten, weshalb hieraus einige typische Beispiele wiedergegeben werden sollen: So hieß es in einem Sonderblatt der „Darmstädter Zeitung“ über die Resonanz der Mobilmachungserklärung in der Bevölkerung und die „wogende Begeisterung“ der Menge, die auf die Nachricht wartete: „Die Wirkung dieses plötzlichen durch den einen Gedanken der Vergeltung getragenen Pulsschlages nachdrücklicher Energie [...] nahm monumentale Formen an: erst jetzt hatte die Begeisterung die große, festigende und verbrüdernde Grundlage“ Und der „Tägliche Anzeiger“ berichtete von „Wildausbrechenden Hochrufen der tausendköpfigen Menge“. Aber die Ambivalenz der Situation kommt bereits am folgenden Tag in der „Darmstädter Zeitung“ zum Ausdruck: hier war die Rede vom „Alp und Spuk“, vom Hoffen auf eine friedliche Lösung, von einem „furchtbaren Ereignis“. „Viele Augen, und nicht nur Frauenaugen, waren mit Tränen gefüllt“. Vielleicht kommen wir bei der offensichtlichen Ambivalenz der kollektiv ausbrechenden Gefühle der Wirklichkeit am nächsten, wenn wir beachten, dass das Wort „Begeisterung“ seit jener Zeit einen gewissen Sinneswandel erfahren hat. Wenn heute „Begeisterung“ eigentlich immer etwas relativ oberflächliches bedeutet, so ist bis zum Ersten Weltkrieg „Begeisterung“ eher mit „Geistigkeit“ verbunden. Zeitzeugen der damaligen Zeit

sprechen immer wieder davon, dass eine „Begeisterung wie in der Kirche“ geherrscht habe, ein „hoch die Herzen“ voller Andächtigkeit und „frohgemuter“ Gottergebenheit.

Ansonsten verfügen wir aber nur über sehr wenig lokalhistorische Forschungen zum Ersten Weltkrieg, in denen es auch zumeist weniger um mentalitätsgeschichtliche Aspekte - das Wissen um den Krieg, die Sorgen und Befürchtungen, Hoffnungen der den Krieg miterlebenden Menschen - geht, als um die Untersuchung von Produktions- und Arbeitsverhältnissen, Mangelernährung in einer echten „Klassengesellschaft im Krieg“ wie Jürgen Kocka die deutsche Gesellschaft der Jahre 1914 bis 1918 einmal in einer zusammenfassenden Untersuchung genannt hat.

Insgesamt gilt es, sich der Tatsache bewusst zu werden, dass der Erste Weltkrieg sich im Wesentlichen außerhalb Deutschlands abgespielt hat. Die Hauptkriegsschauplätze in Frankreich und Belgien waren zwar nicht weit von den deutschen Grenzen entfernt, aber die Kenntnis dessen, was sich dort abspielte, war äußerst gering. Alle Menschen waren betroffen vom Großen Krieg, es mangelte an Kleidung und Nahrungsmitteln bis hin zur Hungerkrise des Winters 1916/17, der deshalb heute noch „Steckrübenwinter“ genannt wird. Aber kaum jemand in Deutschland hatte eine genauere Vorstellung davon, wie die vom Krieg betroffenen zehn nordfranzösischen Departements und große Teile Belgiens aussahen. Die Fotos, welche die Soldaten machten, um die Zerstörung zu dokumentieren, als Maßstab auch der Größe des eigenen Kriegserlebens und –erleidens, sind zum großen Teil erst nach dem Krieg bekannt geworden. Sie finden sich selten in den großen Publikumszeitschriften oder Fotodokumentationen, die vollständig von der Zensur beherrscht waren. Im Grunde haben die Deutschen bis 1918 nichts gewusst von dem, was der Krieg in Frankreich und anderswo anrichtete, und die Ahnung die man hatte, wurde immer kompensiert mit der beruhigenden Aussage und Auffassung, dass der von den

Deutschen in Frankreich errichtete „Wall aus Eisen und Feuer“ (so der Titel eines damals berühmten Buches!) verhindere, dass die Schrecken des Krieges auch nach Deutschland getragen würden. Ohne dies hier vertiefen zu können, sei nur angedeutet, dass diese grundsätzliche Ferne des Krieges ein wichtiges Moment ist, um zu erklären, warum die Deutschen nach 1918 nie einsehen wollten, dass sie diesen Krieg wirklich militärisch verloren hatten. Niemand hatte eine verlorene Schlacht erlebt (auch die Soldaten in ihren Stellungen vor den leeren Schlachtfeldern nicht!), die Propaganda der Obersten Heeresleitung und der zensierten Presse hatte nicht den geringsten Raum gelassen, um zumindest die Ahnung einer möglichen Niederlage aufkommen zu lassen, auch wenn ab 1917 viele Menschen unruhig wurden und Defätismus anfang, zu grassieren. Allerdings sei betont, dass die konkrete Entwicklung des Kriegsbildes während des Krieges, im Hinblick auf „Siegfrieden“ und Niederlage, bislang kaum untersucht worden ist. Das gilt auch für die doch so wichtige Frage, wie es eigentlich geschehen konnte, dass die Deutschen über vier Jahre hinweg die Rede vom „Verteidigungskrieg“ ernst nahmen, wo doch ganz offenkundig war, dass der Krieg nicht in Deutschland, sondern in Belgien und Frankreich und überall in der Welt geführt wurde. Selbst wenn man den Terminus der „Vorwärtsverteidigung“ akzeptiert, so bleibt immer noch der große Erklärungsrest, wie die Konstruktion einer Vorwärtsverteidigung mit durchaus imperialistischen Zielsetzungen, die auch öffentlich vertreten und stark diskutiert wurden, zusammenpasst mit der Bereitschaft für „die Verteidigung des Vaterlandes“ alles zu geben, bis hin zum eigenen Leben. Hierin lag wohl der wichtigste Unterschied zu Frankreich, auf dessen Boden sich der Krieg weitgehend abspielte.

Dort war die Landschaft zum Teil so verwüstet, dass selbst Einheimische nichts mehr wiedererkannten. Hunderte von mittleren Städten und Dörfern waren zerstört und sind auch zum Teil nie wieder aufgebaut worden. Hinzu kam das Besatzungserlebnis, die

vielfältigen Schikanen durch Besatzungsbehörden im Krieg und nicht zuletzt die großflächige Zerstörung, die die Deutschen aus strategischen Gründen im Jahre 1917 oder während ihres Rückzuges Ende 1918 aus Rache und Verachtung verübten. Die Franzosen erlebten anders und näher als die Deutschen alle „Schrecken des Krieges“, und hatten trotz aller auch hier weiterbestehenden innenpolitischen Streitpunkte ein einziges gemeinsames Ziel, nämlich den Deutschen aufzuhalten und aus Frankreich wieder herauszutreiben. Die Zerstörungen und Kriegsverbrechen wurden hingegen in Deutschland niemals zur Kenntnis genommen (und sind bis heute kaum aufgearbeitet), blieben aber in Frankreich und Belgien eine lange, klaffende Erinnerungswunde. Diese Probleme sollten nach dem Krieg, insbesondere im Zusammenhang der Nachkriegsbesetzung der Pfalz, des Rheinlandes und des Ruhrgebietes noch eine erhebliche Rolle spielen. Die Exzesse der Besatzung erklären sich zu einem guten Teil als Revanche für die Schikanen der deutschen Besetzung während des Krieges.

In Deutschland gab es also eine Art Kriegserlebnis- und Kriegserinnerungsdefizit. Dies wurde auch in grenznahen Gebieten, also in Baden, der Pfalz, im linksrheinischen Preußen nur zum Teil durch die erfahrene Nähe des Krieges kompensiert. Gerade in der Pfalz war – das hat die Arbeit von Thalmann gezeigt – im öffentlichen Diskurs die Vorstellung einer gerade noch vermiedenen Einbeziehung in das Kriegsgeschehen äußerst lebendig. In Predigten, Gedichten, Zeitungsartikeln wurde stärker und intensiver als anderenorts der Dank an Gott und das Heer geäußert, dass sie die Heimat vor dem Übergreifen des Krieges auf die Städte und Dörfer am Rhein beschützt hatten. Gerade der Speyrer Bischof Michael von Faulhaber (der ab 1917 Erzbischof von München und schließlich 1921 Kardinal werden sollte) war in dieser Denk- und Predigtrichtung führend. Schon 1915 wurden seine Kriegspredigten unter dem Titel „Waffen des Lichts“ veröffentlicht (5. Aufl. 1918). Für Faulhaber kämpften die

deutschen Soldaten nicht nur „für unser liebes deutsches Vaterland, sondern auch für die Kirche Christi“. Sie kämpften auch für „deutsche Ordnung“ gegen französische Sittenlosigkeit. Der Krieg war für Bischof Faulhaber eine Offenbarung Gottes, der „sehr vernehmlich [...] mit Kanonendonner, mit Blut und Eisen durch die Welt geht.“ Und Faulhaber hat natürlich die Grenzsituation seines Bistums und die daraus entstehende besondere Verpflichtung immer betont. Resultat dieses Hyper-Patriotismus war übrigens, dass Bischof Faulhaber bereits 1916 an die kaiserliche Tischrunde im Großen Hauptquartier eingeladen wurde, eine seltene Auszeichnung für einen katholischen Würdenträger im Rahmen des ultraprotestantischen, preußischen Militärs.

Wenn, wie zitiert, Gott mit Kanonendonner durch die Welt ging, so waren im Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich die Kanonen weithin zu hören und erzeugten nach zeitgenössischen Berichten immer einen Schauer des Miterlebens eines nicht greifbaren doch nahen übermenschlichen Geschehens. Noch in der Umgebung von Wittlich und Bitburg (Südeifel) war das Geschützfeuer der Schlacht von Verdun – ca. 250 km entfernt – noch als bedeutungsschweres fernes Grollen zu vernehmen.

Der Krieg war für diese Regionen ja auch tatsächlich recht nahe gerückt und in der Pfalz kam es zu Beginn des Krieges tatsächlich zu dem einzigen Übergreifen des Krieges auf deutschen Boden - sieht man von Ostpreußen ab. Ganz zu Beginn des Krieges tobten die so ungemein blutigen sogenannten „Grenzschlachten“ zwischen deutschen und französischen Truppen in unmittelbarer Nachbarschaft des Landes und griffen sogar auf dieses über. Die Schlacht bei Mörchingen und Saarbürg sind hierfür emblematisch geblieben. In Hermann Stegemanns „Geschichte des Krieges“ aus dem Jahre 1917, der ersten, bereits während des Krieges verfassten Gesamtdarstellung aller Schlachten, wird diese folgendermaßen geschildert: „Die Armeen Castelnau und Dubail waren durch den Marscherfolg

der letzten drei Tage verwöhnt worden und glaubten am 20. August, den Einbruch in die deutsche Mittelstellung zu vollenden. Schon am 17. August waren sie mit fliegenden Fahnen zwischen Château-Salins und Marsal und dem Breuschtal über die alte Grenze gegangen. Am 20. August standen sie bereits an der Linie Delme-Mörchingen-Saarburg und dicht vor den Talsperren der Breusch, [...]. Da sie den Vormarsch unter lebhaften Gefechten vollzogen hatten und durch die Preisgabe von Delme-Mörchingen-Saarburg und Schirmeck, das die Deutschen als das Ergebnis dieser Kämpfe betrachteten, wogen sie sich in dem Glauben, sie hätten die dünne Deckungsschicht durchstoßen, während die deutschen Hauptarmeen zwischen Luxemburg und Lüttich in den belgischen Ardennen verstrickt lägen. So brachen sie am 20. August zum entscheidenden Angriff vor, um zwischen Straßburg und Metz eine große Bresche zu schlagen. Da traf sie der deutsche Gegenstoß, der von den unwillig auf die Lothringer Hochfläche zurückgewichenen Deckungstruppen ausgeführt wurde [...]. Im mörderischen Feuer durchquerten die Bayern die Waldstücke, überschritten in Sprüngen die Wiesenhänge und trugen den Angriff in der Glut des Sommertages und der Hölle des feindlichen Feuers auf Saarburg und die Waldungen südlich von Saarltdorf vor. Im Straßenkampf bricht sich das bayrische Leibregiment mit Bajonett und Kolben Bahn. Im unwiderstehlichen Angriff drückten Bayern und Preußen den Feind vor sich her und schoben sich kühn mit der rechten Schulter an Nancy vorüber.“

Das Intermezzo des französischen Eindringens nach Deutschland und der sogenannten Grenzschlachten war mit dem 25. August 1914 beendet. Es folgten dann die Schlacht an der Marne, die den Vorstoß der Deutschen nach Paris beendete und das sich Einsitzen in den Schützengräben, welche die Soldaten bis Ende 1918 im Großen und Ganzen nicht mehr verlassen sollten. Die Schlacht bei Mörchingen und Saarburg blieb also eine Episode des Krieges. Aber die Nähe des Großen Krieges und die gerade noch einmal vermiedene Kriegsbesetzung prägte sich bei den

Bewohnern Rheinpreußens und der Pfalz zutiefst ein. Das Selbstgefühl, den Einbruch und die Katastrophe abgewehrt zu haben, war groß. Das übliche Schlachtentedeum, wie es in den Kirchen nach allen vorgeblich oder tatsächlich gewonnenen Schlachten des Krieges gesungen wurde, klang hier noch begeisterter und erleichterter als andernorts, wobei allerdings mehr und mehr der Jubel von Routine gedämpft wurde.

Es ist sowohl kriegs- als auch mentalitätsgeschichtlich interessant, dass in den folgenden Monaten, also zwischen dem Herbst 1914 und dem Frühjahr 1915 beim sogenannten „Wettlauf zum Meer“ an der Somme und im Artois in Nordfrankreich die an den Grenzschlachten massiv beteiligten pfälzischen Regimenter der bayrischen Armee verstärkt zum Einsatz kamen. Die rheinbayrischen und rheinpreußischen Soldaten lernten den Krieg in seiner ganzen Grausamkeit kennen. Die Pfälzer Regimenter verblieben bis zur Beendigung des Krieges zum großen Teil in den Schlachtenwüsten der Somme. Die sogenannte Pfälzer Division, die dem Generalkommando des zweiten Armeekorps als Teil der sechsten Armee unter dem bayrischen Kronprinzen Rupprecht unterstand, und deren Regimenter aus Ludwigshafen, Landau, Neustadt und Kaiserslautern sowie Aschaffenburg stammten, wurden ab April 1915 in umgestalteter Formation an die Somme und nach Flandern überführt. In der Zeit des Höhepunktes der Somme-Schlachten im August/September 1916 verlor das mit Pfälzer Truppen besetzte Armeekorps über 14.000 Mann, ca. 1/3 seines Bestandes. Aber noch weitaus verlustreicher waren die Folgen des englischen Angriffs am Wytschaete-Bogen Anfang Juni 1917: Die Pfälzer Regimenter verloren in diesen Tagen ca. 50 % ihrer Offiziere, ein Drittel der Unteroffiziere und Mannschaft. Insgesamt sind in diesen Kämpfen ca. 10.000 Mann gefallen und mehr als 20.000 Mann verwundet worden. Diese Verluste gehörten zu den prozentual größten Verlusten, welche die deutsche Armee überhaupt zu verzeichnen hatte. Es bleibt also festzuhalten, dass erhebliche Teile der männlichen Pfälzer Bevölkerung den

Krieg von seiner schrecklichsten und tödlichen Seite genauestens kennen gelernt hatten. Zwei weitere Tatsachen haben ebenfalls dazu geführt, dass im rheinisch-pfälzischen Bereich der Weltkrieg doch wohl präsenter war als in weiten Teilen des übrigen Deutschland. Zu nennen ist hier zunächst die Tatsache, dass in der Pfalz eben wegen der zumindest anfänglichen Frontnähe vermehrt Kriegsgefangenenlager errichtet wurden, worin meist französische Kriegsgefangene untergebracht waren. Zu nennen ist insbesondere das Lager Ebenberg bei Landau, in welchem sich auch im Jahre 1915 nahezu 2.000 französische zivile Gefangene befanden und bei denen es sich, wie die militärischen Behörden dem Bürgermeister von Landau mitteilten, „um die Bewohner von Dörfern handele, die unmittelbar hinter der Gefechtslinie gelegen, von den Franzosen zusammengeschossen worden seien. Zu ihrem Schutz seien die Bewohner mitgebracht worden.“ (Thalmann 275). Man hatte hier also keineswegs im besetzten Gebiet Zivilisten zusammengetrieben und nach Deutschland zum Arbeitseinsatz verfrachtet, wie es im Herbst 1916 in Belgien geschehen sollte. Im Gegenteil: Es kam sogar so weit, dass die örtliche Bevölkerung für diese „kriegsgefangenen Zivilpersonen“ sogenannten „Liebesgaben“ im Lager abgab. Auch erhielten sie jeden Sonntag und Feiertag Gelegenheit zum Kirchenbesuch, wobei die Gottesdienste durch französisch sprechende Geistliche abgehalten wurden. Das größte Kriegsgefangenenlager im Pfälzer Raum wurde in Gernersheim errichtet, wo auch mehr als 6.000 russische Kriegsgefangene untergebracht wurden. Die Gefangenen wurden auch, aber nur zögerlich, zu Arbeiten in der Landwirtschaft und in der Industrie (insbesondere der BASF) verwandt, aber von der in späteren Zeiten üblichen Arbeitsausbeutung bzw. physischen Vernichtung war hier noch nichts zu spüren. So hatten beispielsweise die Kriegsgefangenen, wenn sie „vor Ort“, außerhalb des Lagers, eingesetzt wurden, ohne weiteres die Gelegenheit, etwa in ein Wirtshaus zu gehen, wo ihnen unter Umständen sogar von Einheimischen ein Schoppen bezahlt wurde. Diese Darstellung

soll in keiner Weise die tatsächlichen Verhältnisse verniedlichen. Es ist darauf hinzuweisen, dass die Behandlung der Gefangenen durchaus je nach Kriegslage schwankte, beispielsweise konnten - wie in Ingolstadt und anderen großen Lagern - Gefangene auch als Repressalie verschärften Haftbedingungen unterworfen werden. Wenn etwa die Autoritäten erfuhren, dass tatsächlich oder angeblich deutsche Kriegsgefangene in Frankreich unwürdig behandelt worden waren, wurde die Schraube der schlechten Behandlung in den Lagern sofort ziemlich fest angezogen. Aber die Menschen dort waren nicht wie in späteren Zeiten „Menschenmaterial“ oder gar einer geplanten physischen Ausrottung ausgesetzt. Im Grunde teilte man das knappe Brot mit ihnen - auch im Hungerwinter 1916/17. Bei aller Brutalisierung, die der Erste Weltkrieg über die Menschheit gebracht hat, lassen sich, was das Kriegsgefangenenwesen angeht, fundamentale Unterschiede gegenüber der späteren Zeit der von totalitären Regimes geführten Kriege, in denen Menschen in ihrer Masse allein noch Verschubmasse waren, festhalten.

Das Kriegsende 1918 hat das rheinpreußische und rheinbayrische Gebiet besonders stark betroffen. Die objektive – geographische – Nähe zum Großen Krieg führte nunmehr zu dramatischen Situationen, die das, was im übrigen Deutschland geschah, bei weitem übertrafen. Bereits Ende 1917 war klar und wurde von der Weltkriegspropaganda breit ausgewalzt, dass Frankreich für einen Friedensschluss zumindest das linke Rheinufer forderte. Es versteht sich, dass diese Erwartung, die propagandistisch verbreitet wurde, um den Widerstandwillen der Bevölkerung zu verstärken, in dem Maße konkrete Befürchtungen erweckte, wie das Kriegsglück doch ab Mitte 1918 verloren ging. Die ohnehin im Bewusstsein der Region tief verwurzelte Erinnerung an die Zerstörung der Pfalz durch die Heere Ludwigs XIV. verband sich mit diesen neuen Befürchtungen und führte zu einer insgesamt sehr starken Bedenklichkeit. Ab Ende 1917 wurde sogar gemeldet, dass besitzende Bürger begannen, aus den linksrheinischen

Gebieten ins rechtsrheinische Bayern zu ziehen, um sich einem eventuellen Zugriff der Franzosen zu entziehen. Es versteht sich, dass die Beunruhigung nicht geringer wurde, nachdem schon im Oktober 1918 zutreffende Gerüchte laut wurden, dass die bayrische Verwaltung begänne, Verwaltungsakten aus den linksrheinischen Städten sowie Kunst- und Wertgegenstände in altbayrisches Gebiet zu verbringen. Das von allen vorhandenen Regionalgeschichten belegte Phänomen eines weitreichenden Verlustes an Glaubwürdigkeit aller staatlichen Institutionen war im rheinbayrischen Bereich vielleicht am schärfsten ausgeprägt. Die Pfälzer fühlten sich schlicht vom bayrischen Königtum „verraten und verkauft“. Und in der Folgezeit wurden solche realistischen Bedenken noch verstärkt, weil die Maßnahmen der in der Novemberrevolution gebildeten Regierung von Kurt Eisner zu erkennen gaben, dass Bayern die Pfalz eigentlich schon aufgegeben hatte.

Am 11. November 1918 schwiegen die Waffen. Der mühsam ausgehandelte Waffenstillstand, der weitgehend einer bedingungslosen Kapitulation gleichkam, bestimmte in seinem II. Teil die Räumung des linksrheinischen Gebietes (nebst Brückenköpfen und neutraler Zone im rechtsrheinischen Raum). Innerhalb von einem Monat musste jegliches deutsches Militär aus diesen Gebieten abgezogen sein, ab dem 20. Tag rückten die Franzosen sukzessive ein.

Ende November 1918 marschierten die von der Westfront zurückflutenden deutschen Truppen durch Mainz. Man versuchte verzweifelt, sie gebührend zu empfangen, die Frustration durch gutes Essen und Trinken für einen Moment zu überspielen. Aber das konnte nicht gelingen. Die Frustration über die Niederlage und die Besetzung war zu groß. Interessanterweise ist in einer Art Rückkehr-Mimikri dieser festliche Empfang der aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten im Jahre 1930 mit großem Gepräge nachgespielt worden, als die Franzosen nach Räumung des Rheinlandes wieder abrückten.

Mainz und Wiesbaden wurden ab dem 8.12.1918 von französischen Truppen besetzt, was aber noch nicht wirklich zu neuer Ordnung führte. So berichtete Matthias Erzberger, der Vorsitzende der deutschen Delegation in der internationalen Waffenstillstandskommission, dass die Schifffahrt bei Köln nach wie vor unterbrochen sei und dass deshalb die französischen Kriegsgefangenen nicht mit der vertraglich zugestandenen Schnelligkeit nach Frankreich zurückgeschickt werden könnten – dieses Versäumnis wiederum hatte zu Protesten der Franzosen und zu massiven Repressalien geführt. Wie unfriedlich es in dieser Waffenstillstandszeit – zwischen Krieg und Frieden – zugeht, mag die Tatsache verdeutlichen, dass die Franzosen noch im Januar 1920 über 200.000 deutsche Kriegsgefangene mit der Begründung zurückhielten, diese würden nunmehr zunächst einmal zur Minenräumung und zum Wiederaufbau der von den Deutschen zerstörten Ortschaften in Nordfrankreich eingesetzt (wir wissen im übrigen heute noch nicht genau, was mit den Kriegsgefangenen wirklich geschehen ist). Ein weiteres kleines Beispiel sei zitiert (aus dem Protokoll der Waffenstillstandskommission vom 20.3.1919, zu einem Zeitpunkt also, als die Friedensverhandlungen von Versailles längst im Gange waren): „Deutscherseits ist wiederholt mündlich und schriftlich gegen die Einführung des französischen Sprachunterrichts in Volksschulen des von den Franzosen besetzten deutschen Gebiets protestiert worden. Die Proteste sind unbeantwortet geblieben. Nunmehr hat der französische Administrator in Wiesbaden die Nachricht von der Einführung des französischen Sprachunterrichts bestätigt und auch mitgeteilt, dass dieser von französischen Offizieren überwacht wird“ (nach Schulthess, *Europäischer Geschichtskalender*, Jg. 1919, S. 403). Diese Beispiele mögen zur Veranschaulichung der permanenten Spannungen in dieser Zeit zwischen Krieg und Frieden genügen.

Unter den Umständen der staatlichen Anarchie waren viele Entwicklungen möglich. Insbesondere zu erwähnen sind die nachhaltigen Versuche, im besetzten Teil der Republik Sonderrepubliken

aller Art zu errichten. Separatismus wütete am Rhein und in der Pfalz und führte zu nur kurzfristigen aber sehr heftigen bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen. Z.T. wurde der Separatismus zunächst durch die französischen Besatzungsbehörden gezielt unterstützt. Ich zitiere aus der knappen Darstellung in Dumonts u.a. großen Mainzer Stadtgeschichte aus dem Jahre 1998:

„Am Sonntag, dem 1. Juni 1919, waren in Mainz Plakate angeschlagen, auf denen zu lesen war, dass eine „selbständige Rheinische Republik“ im Verband des Deutschen Reiches als „Friedensrepublik errichtet worden sei“. Obwohl die Separatisten betonten, „treu zu deutschen Reiche“ zu stehen, kam es zu einem 24-stündigen Generalstreik. [...] ‘Die Rheinische Republik’ war gescheitert.“ (S. 484). Der General Mangin, der am 14.12. die Macht in Mainz übernahm, nutzte jede Gelegenheit, auf die historischen Verbindungen hinzuweisen, die zwischen Frankreich und dem Gebiet am Rhein bestünden. Die Franzosen inszenierten in den folgenden Jahren eine ebenso massive wie illusionäre und letztlich fruchtlose Kulturpolitik, um die Rheinländer zu „entpreußen“. Tatsächlich war in Frankreich die Überzeugung verbreitet, dass die überwiegend katholischen Rheinländer ihre Zugehörigkeit zum preußischen Staat (seit 1815 !) immer noch als eine Art Fremdherrschaft empfänden und im Grunde nichts lieber täten als sich dem „Vaterland der Freiheit“ nämlich Frankreich anzuschließen oder zumindest als selbständiger Pufferstaat („Rheinische Republik“) zwischen Preußen und Frankreich aufgebaut werden könnten. Im Mainzer Stadttheater gastierten berühmte französische Bühnen. Französische Bücher und Zeitschriften wurden massiv eingeführt und das Erlernen der französischen Sprache mit allen Mitteln, auch gewaltsamen, wie gezeigt, gefördert. Als z.B. der Oberbürgermeister Göttelmann gegen die Maßnahmen des General Mangin protestierte, wurde er schlicht abgesetzt und des Landes verwiesen (ähnliches geschah auch, besonders 1923, im sog. „Ruhrkampf“, wo Tausende von Beamte ausgewiesen wurden, weil sie den Anordnungen der französischen und belgischen Besatzung nicht folgen wollten.

Was die Pfalz angeht, war Frankreich nach 1918 daran interessiert, sich das „Palatinat“ wieder einzuverleiben bzw. es aus dem Deutschen Reich herauszulösen und zu einer Art neutralen Pufferstaat zu machen im Rahmen einer Rheinischen Republik.

Diese im deutschen Bewusstsein so nachhaltige Herrschaft war allerdings kein reiner Imperialismus der Franzosen in der Nachfolge von Richelieu und Napoleon, wie es in Deutschland immer wieder behauptet wurde. Es war auch und vor allem eine Art Revanche und Nachspielen der Kriegsbesetzung, wie sie die Deutschen in Belgien und Frankreich ausgeübt hatten.

Die Episode der Regierung Eisner in Bayern, die bayrische Räterepublik und das offensichtlich mangelnde Interesse an der Zukunft der Revolutionäre aller Schattierungen am Schicksal der Pfalz führten – das hat Heinrich Thalmann gezeigt – zusammen mit der bald einsetzenden Besetzung durch französische Truppen zu recht scharfen – auch antisemitischen Reaktionen. Nach der unerwarteten Niederlage und dem Umsturz des Kaisertums wurden die „Schuldigen“ daran zumeist als „jüdische Bolschewisten etc. benannt. Diese echte Sündenbockideologie fasste nun auch in breiteren Bevölkerungskreisen Wurzeln. Vorbereitet worden war das ja schon durch die sogenannte „Judenzählung“ im deutschen Heer im Jahre 1916. Zwar waren die Ergebnisse dieser von den Militärbehörden nie veröffentlichten Erhebung über die Anzahl der Frontdienst leistenden Juden nie bekannt gemacht worden, aber die Gerüchte waren deshalb umso krasser. Hitlers „Mein Kampf“, hat sich durchgehend zum Sprecher dieses Bodensatzes des „Volksempfindens“ gemacht.

In der Pfalz gab es ein „jähres Hochbrennen“ dieses Nachkriegs-Antisemitismus. Dabei trat vor allem die nationalliberale Zeitung „Der Rheinpfälzer“ hervor. „Judas Eisner“ lautete z.B. eine Schlagzeile.

Mit der französischen Besetzung der Pfalz verschwanden die antisemitischen Angriffe aus den kontrollierten Zeitungen, aber es ist festzustellen, dass in der Frühzeit der Weimarer Republik eine vergleichsweise recht starke Akzeptanz der NSDAP in der Pfalz gegeben war, was nicht zuletzt aus der Nähe der Front, der Enttäuschung über den Kriegsverlauf und den Härten und Ungerechtigkeiten der Besetzungszeit zu erklären ist. Die spezielle Nähe des Krieges, die Kriegserfahrung und die Besatzung haben nicht geringen Anteil an der von Hans Fenske betonten Tatsache, dass die Pfalz von den Nazis zu den „Mustergauen der Partei“ gerechnet werden konnte. Hier war die Partei schon seit dem Frühjahr 1921 aktiv, was nur noch von Dortmund und Mannheim übertroffen wurde. Und bereits 1922 folgten weitere Ortsgruppen in Ludwigshafen, Zweibrücken, Pirmasens, Frankenthal und Landau. Aber diese Entwicklung kann hier nur noch angedeutet werden, eine genauere Untersuchung über den Einfluss des Weltkrieges auf die Entwicklung von Organisation und Ideologie der Nationalsozialisten steht noch aus.

BENUTZTE UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR:

Hans Fenske, Die pfälzische NSDAP 1921-1932, in Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz Bd. 85(1987), S. 347 ff.

Christian Geinitz, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg, Essen 1998. Benjamin Ziemann, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923, Essen 1997.

Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2004 (2. Aufl.).

Ute Schneider u. Thomas Lange (Hg.), Kriegsalltage. Darmstadt und die Technische Hochschule im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2002.

Michael Stöcker, Augusterlebnis 1914 in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994.

Heinrich Thalmann, Die Pfalz im Ersten Weltkrieg, Kaiserslautern 1990.

DISKUSSION

Dr. Heide Thielbeer:

Die Frage, die sich mir als Reaktion auf Ihren Vortrag stellt, ist eine Frage nach der Mentalität: Was ging in den Köpfen der Menschen vor, die so etwas wie Verdun erlebt hatten? Man muss bei den Intellektuellen feststellen, dass im Jahre 1914 offensichtlich zunächst ein großer Enthusiasmus, ein großer geistiger Aufbruch vorherrschte. Die Kulturnation musste verteidigt werden gegen das „kulturell niedrigstehende Belgien“, das mit seinem schlechteren Sozial- und Schulsystem von dem Philologen Wilamowitz-Moellendorf als „unterlegene Nation“ bezeichnet wurde.

Die deutschen Soldaten bekamen dann den Angriffsbefehl sie sollten in das neutrale Belgien einmarschieren. Dort sind Kriegsverbrechen passiert, die heute nicht mehr als alliierte Propaganda abgetan werden können, sondern tatsächlich nachgewiesen sind.

Diese Soldaten erleben jetzt also 1916 Verdun. Nun hat es, so sollte man meinen, durch das Entsetzen über das, was in Verdun geschehen ist, einen Einbruch in der deutschen Mentalität gegeben. Aber trotzdem gab es eine große Distanzierung der deutschen Intellektuellen von dem, was dort in Verdun geschehen ist. Menschen wie Franz Marc sind gefallen, Menschen wie Trakl sind ins Irrenhaus gekommen, weil sie die Geschehnisse psychisch nicht verkraften konnten. Wie konnte es eigentlich passieren, dass man so etwas erlebt und dann 1939 wieder etwas Vergleichbares anfängt? Gab es letztlich doch eine Indifferenz gegenüber dem Sterben, das man vorher gesehen hatte?

Prof. Gerd Krumeich:

Der Aufbruch von 1914 ist ein literarischer Aufbruch. „Die große Katharsis“ heißt das Buch von Fries, der am meisten zu diesem

Thema gesammelt hat. Die ‚große Reinigung‘, ‚der Krieg reinigt‘, ‚der Krieg schafft neu‘ diese Vorstellungen sind in unserem Land heute in der Tat nicht mehr nachvollziehbar. Ich weiß nicht, ob es möglicherweise andere Länder gibt, in denen sie sich heutzutage durch ihre Nähe zum Krieg wieder einstellen. Der Irak könnte hierfür ein Beispiel sein. Wir jedenfalls haben die Vorstellung der ‚großen Katharsis‘ gründlich verlernt. Vor dem Krieg war das Bewusstsein der Intellektuellen und Künstler ganz allgemein davon bestimmt, das ‚Alte‘, ‚Morsche‘ müsse zerbrechen und das ‚Neue‘ breche sich Bahn. Der Darwinismus herrschte in allen Köpfen – heute ist Sozialdarwinismus kaum noch nachvollziehbar.

Aber die Kriegsduselei verfliegt größtenteils schnell. An Hand der katholischen und evangelischen Kriegspredigten lässt sich dies sehr gut verfolgen. Von 1914 bis Mitte 1915 sprechen alle von einem ‚Kreuzzug‘. Ab 1916, aber spätestens 1917, sprechen dagegen alle von einem ‚Kreuzweg‘. Die Empfindsamkeit hat sich während des Krieges enorm geändert.

Dies lässt jedoch die Frage offen, wieso die Deutschen vier Jahre lang ihre Verteidigungsmentalität durchgehalten haben. Man kann ironisch sagen, dass der Druck auf Deutschland sehr stark gewesen ist und die zugrundeliegende Idee, einer systematischen Einkreisung zu unterliegen, stark bewusstseinsprägend gewesen ist. Erst diese Grundidee, in einer Welt von Feinden zu leben, macht den Kriegselan und die Kriegsdauer überhaupt erklärbar.

Die Intellektuellen waren zum Teil an der Front und haben sich dort enorm verändert. Ein Richard Dehmel, der damals wichtigste aber heute weitgehend vergessene Dichter, blieb lange in den Schützengräben. Doch dies waren die Ausnahmefälle. Viele von ihnen fallen in ihrem Elan sehr früh und man stellt sehr bald fest, dass in der Kriegsliteratur der anfängliche „Aufbruch des Morschen“ sehr bald zu Ende ist. Das ist nicht mehr das Thema der Jahre 1915 und 1916.

Aber das, was uns heute nachdenklich machen muss, ist die Tatsache, dass die Idee der Katharsis 1914 ganz allgemein geteilt wurde. Es gab fast keine Ausnahme unter den Intellektuellen aller Schattierungen. Alle waren der Auffassung, das Materialistische, Alte, kapitalistisch Langweilige, vom Wirtschafts- und Nützlichkeitsdenken überzogene System müsste fallen hin zu einem neuen Leben geprägt von Vitalismus und Jugendbewegung. Es ging soweit, den Krieg als Jungbrunnen zu sehen. Hieran sieht man am deutlichsten, dass die wenigsten der Menschen auch nur eine Ahnung hatten, was da für ein Krieg auf sie zukam. Es ist Tatsache, dass, als der Krieg sich zu einem industriellen Maschinenkrieg entwickelte, keiner mehr so sprach.

Fritz Ditterich:

Wäre es nicht eine interessante Forschungsfrage zu untersuchen, wie es zu der Theorie der Augustbegeisterung kam und wie sich eine solche Historie um dieses Phänomen entwickelt hat in den 20er, 30er und 40er Jahren, unter den Nazis und später auch in der Bundeswehr?

Ist es möglich, dass man diesen Mythos der Augustbegeisterung bewusst aufrecht erhalten hat, um andere Ziele zu verfolgen?

Außerdem wäre es interessant, die Rolle der Kirchen im Ersten Weltkrieg zu untersuchen. Denn es scheint doch frappierend, dass eine Organisation, die sich der Menschenliebe verschrieben hat, dazu aufruft, andere Menschen abzuschlachten.

Prof. Gerd Krumeich:

Die Augustbegeisterung ist ein merkwürdiges Konstrukt, weil es bereits im Krieg als Mythos wach ist. Einer der großen Propagandisten der Augustbegeisterung war dann wiederum Hitler, beispielsweise in seinem Buch „Mein Kampf“.

In den 20er und 30er Jahren ist das Augusterlebnis systematisch gestellt worden. Die These des Augusterlebnisses lautete in dieser Zeit: „Früher war alles besser, da waren wir noch ein Volk, da waren wir noch zusammen. Heute ist alles zerrissen.“ 1924 und

1934 wurde das Augusterlebnis immer gefeiert. Es wurde regelrecht inszeniert. Die schönste Inszenierung stammt von Wilhelm II. selber, der 1918, also noch im Krieg, seine Balkonrede vom 4. August nachträglich aufspricht. Es handelt sich eben nicht um eine Aufnahme aus dem Jahr 1914, sondern um eine nachgesprochene Aufnahme aus einer Zeit, in der es nur noch eine Nostalgie des Augustereignisses gab.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in den 60er und 70er Jahren wurde das Augusterlebnis mahnend in der pädagogischen und historischen Literatur erwähnt. „So naiv und blöd waren die 1914, dass sie einfach fröhlich in den Krieg gezogen sind. Man darf nie wieder so blöd und naiv sein.“ Dieser Lehrbuchstil herrscht bis in die 1980er Jahre vor. Kein Buch ohne Eisenbahnwagons und Kritik des fröhlichen Krieges.

Erst zu Beginn der 90er Jahre, mit dem Beginn ortsgeschichtlicher Arbeiten, hat man herausgefunden, dass es vor Ort ganz anders ausgesehen hat. Da forschte Stöcke über Darmstadt, Geinitz über Freiburg, Ziemann über Bayern und viele andere mehr.

Es herrschte vielmehr eine riesige nervöse Spannung, die Juli-Gewitterspannung und der enorme Ausbruch im August. Die Menschen, die auf die Straße rannten, waren keinesfalls alle vom Krieg begeistert. Doch die Bilder von den jubelnden Menschen gibt es ja. Sie sind nicht erfunden. Also gibt es hier schon wieder ein Erklärungsdefizit.

Ich denke, dass man temporär unterscheiden muss: Noch Ende Juli gab es diese riesigen Massenveranstaltungen der Sozialdemokraten und anderer linker Gruppen gegen den Krieg. Alles kippte erst mit der russischen Generalmobilmachung. Diese extreme, unerträgliche Spannung des Juli wird von allen berichtet.

Doch Ende Juli herrscht Mangel an Erwartung, dass sich die Krise so schnell lösen würde. Wieso kippt Europa innerhalb von zwei Wochen in einen Krieg? Wieso dauerte es nicht wie schon früher zwei oder drei Monate? Mit einem so plötzlichen

Ausbruch rechnete niemand - und mit einem Schlag war Krieg. In diesem Ausbruch hat es natürlich auch diese Übertreibungen und das Grölen in den Straßen gegeben. Doch das war panisches Verhalten im weitesten Sinne, aber keinesfalls Fröhlichkeit.

Die Kirchen zogen in den Krieg und es war keiner da, der sagte, dass der Krieg etwas Böses ist. Warum? Die Kirchen fühlten sich damals noch dem Staat verpflichtet. Vor allem die Staatskirchen, aber auch die katholische Kirche, die den Ausgleich mit den Reichsherren gefunden hatten und keine Reichsfeinde mehr darstellten wie unter Bismarck. Damals kam noch eine Betulichkeit mit dazu, mitmachen zu wollen für das Vaterland. Die Grundkategorie, die damals alles bestimmte, war die, dass das Vaterland in Gefahr war und alle deshalb für das Vaterland eintreten mussten. Das ist kein Mord, das ist Verteidigung. Es gibt keine abweichende Stimmung.

Es stellt sich die Frage, in wie weit der Gegner verteufelt wurde. Faulhaber sagt in einer seiner berühmten Predigten vom Dezember 1914, dass die Gegner auch Kinder Gottes seien. „Und wenn ihr sie schlagen und sie töten müsst, dann vergesst nicht, dass sie auch Kinder Gottes sind, denn Gott liebt alle, die ihr Vaterland beschützen wollen.“ Die anderen wollen auch ihr Vaterland beschützen – das ist eine merkwürdig antitotalitäre Tonart. Es gibt andere wie den katholischen Feldgeistlichen Ludwig Berg, der haut richtiggehend drauf auf alles was Welsch ist, weil er in seiner „deutschen Männlichkeit“ die „Sittenwidrigkeit der Franzosen“ bestrafen will. Aber eine Entmenschung des Gegners findet auf dieser Ebene nicht statt.

Götz Weidanz:

Es lag ein großer Abstand von mehreren Wochen zwischen der Ermordung des Thronfolgers in Sarajevo und dem Zeitpunkt als der Krieg am 1. August tatsächlich ausgebrochen ist. Österreich hatte die Forderung gestellt, dass der Mörder von Serbien aus-

geliefert werden sollte und das hatte sich lange hinausgezogen. Österreich hat wenig gemacht und nachher haben sich die Deutschen abgewandt. Kaiser Wilhelm ist nach Norwegen gefahren und die Kriegsstimmung kam erst allmählich im Juli auf. Erfolgte nicht erst Ende Juli die Mobilmachung von Russland, Frankreich, Großbritannien und natürlich auch Deutschland? Vollzog sich nicht die ganze Mobilmachung in Europa erst in den letzten zwei Wochen vor dem 1. August?

Prof. Gerd Krumeich:

Es war ein ganz lokaler Konflikt. Am Anfang stand ja keineswegs schon die Idee eines kommenden Weltkriegs. Die Abrechnung Österreichs mit Serbien hielten in Europa eigentlich ja auch die serbenfreundlichen Mächte wie Frankreich für angezeigt. Der Königsmord musste gesühnt werden. Die Franzosen wie die Engländer und auch die Russen waren der Überzeugung, dass Österreich eine vollständige Reparation bekommen musste. Und damit fing es an. Das ganze Problem ist der Blankocheck an Österreich durch die Deutschen und die Meinung der Deutschen, sie könnten diese Gelegenheit nutzen, um den halb in den Schlamm gefahrenen Karren der deutschen Außenpolitik wieder herauszuziehen. Dieses Kalkül in der Julikrise ist überzogen angesichts der damaligen Mentalitätenverhältnisse. Man kann solche politischen Kalküls machen und unter Umständen mit dem Krieg drohen. Was die Deutschen gemacht haben, kann man nicht machen. Diese bedingungslose Forderung, dass dieser Krieg auf Österreich und Serbien beschränkt sein müsste, setzte sie absolut ins Unrecht. Das nannten sie damals Lokalisierungsmotiv. Lokalisierung sollte verhindern, dass der Krieg sich ausbreitet. Angesichts des Bündnisses -sagen die Deutschen- ist es wichtig, dass der Krieg zwischen Österreich und Serbien lokalisiert wird, dass sich kein anderer einmischte. Das sehen die anderen Mächte nicht ein. Franzosen, Engländer, Russen wollen verhandeln und sagen: „Ihr könnt doch Serbien nicht runtermachen.“ Aber genau das will Deutschland. Es ist die letzte Gelegenheit, das erstarkende serbische Königsreich

wirklich wieder einzudämmen. Dieses Kalkül geht jämmerlich schief, weil die anderen Mächte der Überzeugung sind, die Deutschen wollen Krieg. Und in der deutschen Historiographie hat sich noch nicht der Standpunkt durchgesetzt, für den Wolfgang Mommsen zeit seines Lebens gekämpft hat, zu erkennen, dass die deutsche Lokalisierungsforderung nicht ein Bemühen war, den Krieg kleinzuhalten, sondern ein Erpressungsmanöver in der internationalen Politik was das Staaten- und Bündnissystem erst zur Explosion gebracht hat. Das ist das Problem der besonderen deutschen Verantwortlichkeit im Juli. 1914 kommt noch der Zugzwang der Mobilmachung. Aber das Faksimile von Kanzler Bethmann Hollweg, den handschriftlichen Entwurf des Ultimatums an Russland vom 31.07., das im politischen Archiv des Auswärtigen Amtes vorhanden ist, hat noch kein Historiker benutzt. Das Manuskript mit seinen Durchstreichungen zeigt die ungeheuerliche Anspannung Bethmanns, was auch für die anderen Entscheidungsträger gilt, die alle überfordert waren. Er schreibt, dass „Deutschland innerhalb von 24“ - durchgestrichen – „12 Stunden, seine Mobilmachung zurückziehen muss, weil sonst die deutsche Mobilmachung erfolgen muss, die aber bedeutet Krieg“. Dann streicht er den letzten Teilsatz durch und schreibt: „die aber noch nicht Krieg bedeutet“. Die Überzeugung der Deutschen war, wo die Militärs eben mehr das Sagen hatten als in Frankreich oder in Großbritannien oder in Russland, wenn die Mobilmachung einmal laufe, könne man nicht mehr verhandeln. Mobilmachung ist Krieg. Das ist der typische, spezifisch deutsche Standpunkt. Die Franzosen mit ihrer hochsymbolischen aber wirksamen Geste des Rückzugs von 10 km hinter die Grenze zeigen an, dass die Politik entscheidet. In Deutschland entscheidet kein Politiker mehr. Es gibt keine politische Entscheidung Ende Juli. Das ist das zweite Verhängnis. Und das ist die Tradition des preußischen Militärstaates mit seinem Übergewicht der militärischen Kompetenzen und Entscheidung. Aus den Clausewitzschen Ausgaben haben sie die Sätze von Clausewitz, dass man den Militärs das Kriegsplanen nicht überlassen sollte, herausgestrichen. Das ist die besondere Situation in Deutschland.

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1:

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz 1998

Heft 2:

Privatisierung und parlamentarische Rechte
Mainz 1998

Heft 3:

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 - europäische Revolution?
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4:

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 1998

Heft 5:

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung
aus Anlaß der Tage der Forschung 1998
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6:

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999
Mainz 1999

Heft 7

Kirche und Staat.
Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion
Mainz 1999

Heft 8

Gedenkveranstaltung
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges
Mainz 1999

Heft 9

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000
Mainz 2000

Heft 10

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000
Kinder und Jugendliche im Holocaust
Mainz 2000

- Heft 11
Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich
Mainz 2000
- Heft 12
Volk oder Parteien – wer ist der Souverän?
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 20. Juni 2000
Mainz 2000
- Heft 13
Politik mit der Bibel?
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 14. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)
- Heft 14
Länderverfassungen im Bundesstaat
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 19. Dezember 2000
Mainz 2001
- Heft 15
Haushaltsreform und parlamentarisches Budgetrecht
in Rheinland-Pfalz
Mainz 2001
- Heft 16
Leidenstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz
Mainz 2001
- Heft 17
Was kann, was darf der Mensch?
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik
Mainz 2001
- Heft 18
Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:
Die Rolle der Regionen
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001
Mainz 2002
- Heft 19
Russlanddeutsche im Strafvollzug
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz
am 29. Oktober 2002
Mainz 2002
- Heft 20
Wider das Vergessen – Für die Demokratie
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern
aus Anlass des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2003
Mainz 2003

Heft 21

Streitfall Pflege

Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz

Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003

Mainz 2003

Heft 22

Mit den Augen des Anderen

Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative Givat Haviva

Ausstellung und Podiumsdiskussion

im Landtag Rheinland-Pfalz am 3. Dezember 2003

Heft 23

„Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann ist!“

Napoleons und Dalbergs Mainzer Treffen im September 1804

Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz

am 22. September 2004